

Erwartung und Ankunft: Zukunft in theologischer Perspektive

Bernd Oberdorfer

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Oberdorfer, Bernd. 2021. "Erwartung und Ankunft: Zukunft in theologischer Perspektive."
entwurf: Konzepte, Ideen und Materialien für den Religionsunterricht 2021 (1): 6–9.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:

Deutsches Urheberrecht

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:

<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/>



Zukunft in theologischer Perspektive

BERND OBERDORFER |

Menschen leben nicht ‚in den Tag hinein‘. Es gehört zu ihrem Menschsein, dass sie sich von der unmittelbaren Gegenwart lösen und Abwesendes vergegenwärtigen können und das auch beständig tun. Sie können sich Vergangenes ins Gedächtnis rufen; manches Vergangene macht sich auch ungerufen bemerkbar, beglückend oder bedrängend. Sie können aber auch noch nicht Geschehenes vorwegnehmen, Ausstehendes imaginieren, vorstellen, ahnen. Damit öffnet sich das weite Feld von Erwartungen, Hoffnungen, Wünschen, Plänen, aber auch von Befürchtungen, Ängsten und Sorgen. Weil (und soweit) es dabei um das eigene Ergehen geht – oder, weiter gefasst, um das, was einen betrifft, für was man Verantwortung spürt –, kann der Blick in die Zukunft niemanden kalt lassen.

Hoffnung und Sorge: Die Zukunft als Möglichkeitsraum

Da Menschen sich als geschichtliche Wesen wahrnehmen, sehen sie sich immer gleichsam ausgespannt zwischen bereits gelebtem und noch zu lebendem Leben. Die Gegenwart ist keine *tabula rasa*. Sie ist geprägt von der Herkunft, von Ereignissen der Vergangenheit, von den physischen, psychischen, kulturellen Bedingtheiten der Lebensumstände, die auch den Blick in die Zukunft vorformen.

Deshalb ist die Rede von der „offenen“ Zukunft zumindest unpräzise. Denn zwar erschließt der Blick nach vorn einen Möglichkeitsraum, der *mehr* enthält, als dann wirklich eintreten wird. Aber dieser Möglichkeitsraum ist eben nicht beliebig; er ist begrenzt von den je konkreten Lebensumständen. Wer etwa als Kind nicht Klavier spielen gelernt hat, für den enthält die Zukunft ab einem bestimmten Alter nicht mehr die Möglichkeit, Berufspianist zu werden.

Hinzu kommt freilich, dass auch der bereits konkret begrenzte Möglichkeitsraum nur eingeschränkt selbstbestimmt gestaltet werden kann. Selbst wenn ich als Kind Klavier spielen gelernt habe und Berufspianist werden will, habe ich nicht alle Faktoren zur Verfügung, um dieses Ziel selbsttätig zu erreichen. Die Zukunft ist also ein vorstrukturierter Möglichkeitsraum, auf den der Mensch angewiesen ist, den er aber nur bedingt gestalten kann.



Dr. theol. Bernd Oberdorfer ist Professor für Evangelische Theologie mit Schwerpunkt Systematische Theologie und theologische Gegenwartsfragen an der Universität Augsburg. Er ist Mitglied im Rat des Lutherischen Weltbunds und in der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung (Faith and Order) des ÖRK.

Der Blick in die Zukunft erzeugt daher in mehrfacher Hinsicht Unsicherheit:

- Bleiben die Lebensumstände so, wie sie sind, oder ändern sie sich? Wenn sie sich ändern, dann zum Besseren oder zum Schlechteren? Wie ich das wahrnehme, hängt natürlich davon ab, wie ich meine Gegenwart beurteile: Bin ich zufrieden, werde ich vor Veränderungen eher Angst haben; bin ich unzufrieden, werde ich eher auf Wandel hoffen, ja darauf hinarbeiten. Allerdings gibt es – das lehren die gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahre – auch eine Unzufriedenheit der eigentlich Zufriedenen: Verlust- und Abstiegsängste können gerade in sozial und ökonomisch etablierten Gruppen das Vertrauen in die Zukunftsfestigkeit der gegenwärtigen Ordnung und die Zukunftsfähigkeit der diese repräsentierenden „Eliten“ erodieren lassen und die Sehnsucht nach grundlegendem Wandel erzeugen.
- Manches an der Zukunft ist erwartbar, ja planbar. Entwicklungen lassen sich häufig mit hoher Wahrscheinlichkeit fortschreiben. Aber es gibt immer auch das Moment des Überraschenden, Diskontinuierlichen. In bestimmter Hinsicht ist es sogar erwartbar, dass Überraschendes, Ungeplantes eintreten wird; wir wissen nur eben nicht, *was*. Wir müssen also damit rechnen, dass Umstände eintreten (können), mit denen wir nicht gerechnet hatten. Meistens denken wir dabei eher an Negatives. Aber es ist durchaus nicht weniger rational, mit der Möglichkeit von Ereignissen zu rechnen, die die Dinge überraschend zum Besseren kehren.

Von der Ursprungs- zur Fortschrittskultur: Zukunftsperspektiven im geschichtlichen Wandel

Ob Menschen optimistisch oder besorgt, zupackend-aktiv oder ängstlich-passiv in die Zukunft schauen, hängt natürlich an der

individuellen Disposition (die sich aufgrund von biographischen Erfahrungen bildet, stabilisiert – aber auch sich wandeln kann). Einstellungen zur Zukunft sind aber immer auch durch kulturelle, nicht zuletzt religiöse Vorgaben geprägt.

In der europäischen Antike etwa galt der Blick in die Zukunft als illusionsverdächtig. Nicht zufällig ist die Hoffnung das letzte der Übel, die aus der Büchse der Pandora entweichen: Wer hofft, entflieht der Wirklichkeit in ein Wolkenkuckucksheim, hängt sein Herz an Nichtvorhandenes, hascht – um es biblisch auszudrücken – eitel nach Wind.

Auch unter christlichen Vorzeichen blieb die europäische Kultur lange Zeit vergangenheits- und ursprungsorientiert. Das galt auch für die Reformatoren: Mit aller Macht wehrten sie sich gegen den Vorwurf, einen „neuen“ Glauben verbreiten zu wollen. Vehement beanspruchten sie, zu den biblisch-apostolischen Ursprüngen zurückzukehren: *re-formatio* ist Rück-Formung. Sie kehrten den Spieß geradezu um und hielten der römischen Kirche vor, sie sei es, die von den guten Ursprüngen abgewichen sei und Neues eingeführt habe (Pflichtzölibat, Fegefeuer, Papsttum – um nur einige Beispiele zu nennen). „Neuerer“ wollte damals niemand sein; der Streit ging darum, wer der bessere, der eigentliche „Altgläubige“ sei. Inwieweit das darin sich abbildende zukunfts-skeptische Lebensgefühl mit den fragilen und wenig beeinflussbaren Lebensumständen zusammenhing (hohe Kindersterblichkeit, Schutzlosigkeit gegen Seuchen, etc.), wäre noch einmal zu überlegen. Jedenfalls trat in der Neuzeit, etwa ab dem 17. Jahrhundert, ein grundlegender Wandel ein: Jetzt verortete man das Gute nicht mehr in einem „goldenen Zeitalter“ der Vergangenheit, sondern erwartete „bessere Zeiten“ in der Zukunft. Es galt nun, nach vorne zu schauen. „Fortschritt“ wurde das Leit-, um nicht zu sagen: das Zauberwort.

Die Zukunft wurde dabei zur Gestaltungsaufgabe, weil sie als gestaltbar wahrgenommen wurde. Der „Fortschritt“ würde nicht einfach von selbst eintreten; er musste (und konnte!) herbeigeführt werden. Metaphern wie „Aufklärung“ verbanden den Aufruf zum Handeln (und die Überzeugung von der *Fähigkeit* zum Handeln) mit der Verheißung der Morgenröte eines neuen Tages, dem die Menschheit entgegenzieht: aus der Dunkelheit „selbst verschuldeter Unmündigkeit“ (Kant) in das Licht einer in vernünftiger Selbstbestimmung human gestalteten Welt.

Aus einer in diesem Sinne handlungsbasierten Zukunftsvision speisten sich so unterschiedliche Bewegungen wie der Marxismus und der ökonomische Liberalismus, der ebenfalls den ‚Wohlstand der Massen‘ im Sinne der vermehrten Produktion und umfassenden Distribution von Waren zu erreichen versprach. Noch um 1900 war die Überzeugung positionsübergreifend populär, „zur Sonne, zur Freiheit“ zu streben respektive unter Führung des Kaisers „herrlichen Zeiten“ entgegen zu gehen. Der Nationalsozialismus verdichtete diesen Zukunftshorizont noch einmal zu krisenhafter Zeitnot: Das apokalyptisch-endzeitliche „Dritte Reich“ sollte durch radikal-rücksichtslose Tat unmittelbar herbeigezwungen werden. Letztlich zeigte freilich schon die monströse Gewalttätigkeit dieses Projekts, dass das Vertrauen in eine sich evolutionär einstellende bessere Zukunft brüchig geworden war.

Generell haben Faktoren wie die Gewalterfahrungen in unerhörtem Maß (selbst-)zerstörerischer Kriege, die Wahrnehmung der nicht-intendierten (aber lange ignorierten bzw. billigend in Kauf genommenen) ökologischen Nebenfolgen des wirtschaftlichen Wachstums, die Einsicht in Anomierisiken der ökonomischen Entwicklung oder die postkoloniale Erkenntnis kolonialer Unterdrückung und Ausbeutung als konstitutiver Ermöglichungsbedingung der nur für die Europäer „herrlichen Zeiten“ den Optimismus einer linear voranschreitenden Höherentwicklung als naiv zu betrachten gelehrt. Was vor uns liegt, muss nicht notwendig „besser“ sein. Und was ‚für uns‘ besser war, war es ‚für andere‘ häufig eher nicht – und ist es deshalb im Rückblick dann auch ‚für uns‘ nicht mehr. Wenn in einer Satiresendung ein fiktiver Bundestagsabgeordneter Wahlkampf macht mit dem Slogan „Zukunft ist gut für alle!“, dann ist die Hohlheit eines pauschalen Zukunftsvertrauens zum höhnischen Ausdruck gebracht.

Teilweise schlägt das Pendel angesichts etwa der düsteren Perspektiven der Klimaentwicklung geradewegs ins Gegenextrem aus: In Lars von Triers Film „Melancholia“ steht einer moralisch degenerierten, weder handlungsfähigen noch umkehrwilligen Menschheit nur noch das Ende in Gestalt eines Kometeneinschlags bevor. In der gegenwärtigen Corona-Pandemie amalgamieren sich im Übrigen Zukunftsangst und Zukunftsvertrauen in eigentümlicher Weise: Tiefe Ängste vor dem Verlust individueller,

gesellschaftlicher und politischer Kontroll- und Gestaltungsmacht verbinden sich mit der Hoffnung auf die Eindämmung der Krankheit durch menschliches, genauer: wissenschaftlich-technisches Handeln, nämlich durch Impfung.

Zukunft als Ankunft: Christliches Zukunftsverständnis zwischen erinnertem Advent und erwarteter Parusie

Zukunft ist etymologisch das auf uns Zukommende. Die genaueste lateinische Entsprechung dafür ist nicht *futurum*, sondern *adventus*. Hier macht sich eine Unterscheidung geltend, die für ein theologisches Verständnis der Zukunft von elementarer Bedeutung ist: Benennt *futurum* das in Relation zur jeweiligen Gegenwart Bevorstehende, Ausstehende, noch nicht Eingetretene, so steht *adventus* für die Dimension des unverfügbaren Ankommens des Ausstehenden, wobei die Ankunft erwartet wie unerwartet sein, Erwartungen erfüllen wie durchbrechen kann. Im christlichen Glauben ist das eschatologisch zugespitzt: „Advent“ meint eine absolute und definitive, aus den Weltverhältnissen nicht ableitbare, von Gott der Welt zugesprochene Zukunft im Sinne der Ankunft Gottes.

Die Ankunft des Reiches Gottes: Jesus

Jesu öffentliches Wirken beginnt mit der Ankündigung einer solchen Ankunft. Es ist nicht unerheblich, dass diese Ankündigung schwer zu übersetzen ist: „Kehrt um! Denn das Reich Gottes

ist ...“ – nahe herbeigekommen? angebrochen? angekommen? Interessanterweise wiederholt Jesus hier wörtlich das Leitwort Johannes' des Täufers; dabei verschiebt sich aber der Zeithorizont: Während der Täufer warnend und mahnend das unmittelbare Bevorstehen jener Ankunft verkündet (und dafür auf Jesus vorausweist), verbindet Jesus selbst den Anbruch der definitiven Heilszeit mit seinem eigenen Wirken: „Wenn ich mit dem Finger Gottes Dämonen austreibe, dann ist das Reich Gottes bereits zu euch gekommen.“ (Lk 11,20) Wenn Jesus Kranke heilt, Besessene befreit, Sünden vergibt, sozial und religiös Ausgegrenzte besucht, dann ist damit an exemplarischen Einzelfällen demonstriert, was Jesus in seiner Verkündigung allen als „Evangelium“ zuspricht: Gottes Heilszeit ist da.

Das Eintreten dieser Heilszeit ist unverfügbar in mehrfacher Hinsicht: Es lässt sich nicht linear aus der Geschichte als deren vollendendes Ende ableiten; ja es lässt sich nicht einmal aus den prophetischen Verheißungen in seiner konkreten Gestalt prognostizieren. Obwohl verheißend, erwartet, erhofft, tritt die Heilszeit überraschend ein – überraschend im Wann und im Wie. Jesus erfüllt die Erwartungen – und nötigt durch sein Auftreten zugleich dazu, die Erwartungen neu zu formatieren, auf ihn zu fokussieren. Gleichwohl gilt auch das Umgekehrte: Obwohl überraschend und unverfügbar, wird im Auftreten Jesu – in seiner Verkündigung, seinem Wirken und Geschick – sichtbar und wirklich, was erfülltes Menschsein bedeutet. Noch einmal anders gesagt: Obwohl der *adventus* keine Möglichkeit dieser Welt darstellt, verwirklicht sich darin die kreatürliche Bestimmung der Welt.

Die Zukunft der Ankunft: Erinnerungsbasiertes Verheißungsvertrauen

In ihrem Ringen, das Auftreten Jesu in seiner Heilsbedeutung zu verstehen, bearbeiteten die frühen Christen die grundlegende Dynamik von Verheißung, Erfüllung und (in der erinnerten Erfüllung gegründeter, von ihr ausgelöster) Vollendungserwartung geschichtstheologisch, zeitdiagnostisch und handlungsorientierend. Diese Dynamik ist kennzeichnend für das biblische Zukunftsverständnis überhaupt; die Christenheit hat sie nur mit Blick auf Christus gleichsam neu durchbuchstabiert.

Im Alten Testament generieren erinnerte Verheißungserfüllungen (Exodus, Landgabe, Tempel) Zukunftsvertrauen, d. h., Vertrauen in die Treue Gottes: Weil Gott, damals' seine Verheißungen erfüllt hat, hat er sich als vertrauenswürdig auch für die Gegenwart erwiesen. Dieses Vertrauen ermöglichte einen Neuanfang der Hoffnung selbst beim Verlust der Verheißungsgüter; religionsgeschichtlich bleibt es ja hoch erstaunlich, dass das Judentum nach Tempelzerstörung und Deportation nicht unterging (oder sich ‚erfolgreicheren' Göttern anschloss), sondern sein Erwählungsbewusstsein im Exil neu formierte und in gewisser Hinsicht sogar steigerte (wenn Deuteronom 10 etwa Jahwe als universalen Schöpfergott preist, der – gegen allen Augenschein – die Weltgeschichte zugunsten seines kleinen, unterdrückten, marginalisierten Volkes lenkt). Gewiss blieben dabei Rückkehr ins Land und Tempelneubau wichtige Referenzpunkte. Zunehmend wurden

aber die (teils korrumpierten) Verheißungsziele der Vergangenheit ins Eschatologische transformiert. Die Apokalyptik entwickelte detaillierte Endzeitszenarien. Nach und nach kam auch die Frage der postmortalen Existenz in den Blick; erste tastende Versuche verdichteten sich zur Hoffnung auf eine endzeitliche allgemeine Totenauferweckung.

Darauf griffen die frühen Christen zurück, wenn sie im Licht von Jesu eschatologischer Reich-Gottes-Verkündigung die Ostererscheinungen als Auferstehung, nämlich als verbürgende Vorweg-Ereignung der verheißenen endzeitlichen Zukunft inmitten der Geschichte interpretierten und die allgemeine Vollendung mit der Erwartung einer unmittelbar bevorstehenden Wiederkunft (Parusie) Christi verbanden. Wegen der zeitlichen Nähe dieser Parusie entwickelten die frühen Gemeinden zunächst keine innerweltlichen Zukunftsperspektiven. Erst die „Parusieverzögerung“ erweiterte die Zeithorizonte: Die unverfügbare Zukünftigkeit der Parusie eröffnete Geschichte als Prozess, der dem ‚kommenden Gott‘ entgegen läuft. Daraus erwuchs ein spezifisches Ethos: Die verheißene fürsorgliche Treue Gottes bzw. des erhöhten Christus auf dem Weg zur Vollendung (vgl. Mt 28,20) macht zwar Sorge unnötig (Mt 6,25-34²; 1 Petr 5,7); wegen der nicht absehbaren Befristung der Geschichte wird aber Vorsorge keineswegs überflüssig (so klassisch das Gleichnis von den klugen und den törichten Jungfrauen, Mt 25,1-13). Die von Gott der Welt beschiedene ‚absolute Zukunft‘ erschließt ‚relative Zukunft‘, die (in durchaus unterschiedlich bestimmten Grenzen) gestaltet werden kann und soll.

Zwischen Advent und Vollendung: Eröffnete Zukunft

Der „Advent“ Jesu „als die Zeit erfüllt war“ (Gal 4,4), schließt also ein *futurum* nicht aus. Gerade weil die „Fülle der Zeit“ sich inmitten der Zeit ereignete, ohne dass die Zeit damit endete, spannte sie einen neuen Zukunftshorizont auf, der durch die Erwartung der allgemein sichtbaren Erscheinung bzw. universal ausgeweiteten Verwirklichung des in und durch Jesus bereits Realen definiert ist. So wie jedoch die endzeitliche Bedeutung des Auftretens und Geschicks Jesu selbst von den frühen Christen im Rahmen der Verheißungsgeschichte sehr unterschiedlich akzentuiert werden konnte, so wurde (und wird) die Dynamik des Weges vom in Christus angebrochenen „Reich Gottes“ hin zu dessen Vollendung geschichtstheologisch höchst unterschiedlich konzeptualisiert. Je nachdem, was als „schon“ und was als „noch nicht“ realisiert gilt, wird die Gegenwart als geschichtlicher Ort lokalisiert, wird das menschliche Handeln in der Gegenwart im Licht der erwarteten Zukunft orientiert:

- Entwickelt das Reich Gottes sich organisch-kontinuierlich im Medium der weltlichen Universalgeschichte? Dann können die Gläubigen sich und ihr Handeln als Moment dieses Entfaltungsprozesses wahrnehmen.
- Oder wird dieses Reich dadurch in der Gegenwart repräsentiert, dass durch die Verkündigung der Kirche die Erinnerung an das in Christus angebrochene Reich Gottes und die darin

gegründete Erwartung von dessen Vollendung lebendig gehalten wird? Dann ist die irdische Wirklichkeit für die Gläubigen keine (wie auch immer vorläufige) Realisierungs-gestalt des Reiches Gottes, sondern ein Praxisfeld gelebter Nächstenliebe, die ihr Motiv und ihre Kraft aus der getrosten Hoffnung auf das Kommen des Reiches zieht, ohne sich als Teil von diesem zu begreifen,

- Oder ist die Gegenwart gar apokalyptisch charakterisiert durch die Unsichtbarkeit, Abwesenheit, ja Unterdrückung des Reiches Gottes? Dann bleibt den Gläubigen nur die Abwendung von dieser Welt und die Hoffnung, dass Gott am Ende rettend zu ihren Gunsten eingreift.

Alle diese (ein breites Spektrum abbildenden) Haltungen deuten das *Jetzt* im Licht des *Noch nicht*. Sie unterscheiden aber je auf ihre Weise zwischen dem Jetzt und dem Noch nicht, wenn auch die einen die evolutionären, die anderen die disruptiven Momente betonen. Die Herausforderung besteht darin, Kontinuität und Diskontinuität zusammenzudenken: Auch wer das Reich Gottes als organisches Wachsen versteht, kann dessen Vollendung nicht linear als Resultat menschlichen Handelns fassen. Und auch der schroffste Apokalyptiker muss umgekehrt daran festhalten, dass „der neue Himmel und die neue Erde“, die durch Gottes rettendes Eingreifen erwartet werden, zumindest noch so viel Ähnlichkeit mit dem „vergehenden Äon“ besitzen, dass die Geretteten sich (und ihre im irdischen Leben geprägte und bewährte biographische Identität) darin wiedererkennen können.

Nicht von der Welt, aber in der Welt: Gelassenheit und Engagement

Wie die erhoffte eschatologische Vollendung selbst beschrieben werden kann, ist ein eigenes Problem, das hier nicht weiterverfolgt werden kann.¹ Für das Leben der Christinnen und Christen in dieser irdischen Welt, das in der vergewissernden Erinnerung an Gottes heilvolle Zuwendung in Christus vorausgreift auf die verheißene Vollendung, folgt aus dieser Vorläufigkeit eine Perspektive auf das *futurum*, die relativierende Weltstanz und bejahende, gestaltende Weltverortung miteinander verbindet. Im Anklang an das Johannesevangelium könnte die Formel lauten: Nicht von der Welt, aber in der Welt. Oder auch: Nicht aus der Welt, aber für die Welt. Diese Formel wird gelebt, wo Gelassenheit und Engagement sich verbinden: Wir können und müssen das Heil nicht von der Welt (und unserem Handeln darin) erwarten. Wir müssen die Zukunft nicht selbst schaffen und können sie deshalb getrost loslassen, Gott überlassen. Wir können und sollen aber zugleich Anteil nehmen an der Welt, genau weil und so wie Gott Anteil an ihr genommen hat und weiter nimmt. □

Literatur | Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu Bernd Oberdorfer: „Das kann doch nicht alles gewesen sein ...“ Fundamentalanthropologische Prolegomena zur Eschatologie, in: Uwe Swarat / Thomas Söding (Hg.): *Gemeinsame Hoffnung – über den Tod hinaus. Eschatologie in ökumenischer Perspektive*, Freiburg i. Br. u. a. 2013, 71–87.
- 2 Vgl. dazu den Beitrag von Christina Krause in diesem *entwurf*-Heft, S.34-41.